Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 102 (2008)
Heft: 9

Artikel: Das Reich der Notwendigkeit
Autor: Bennholdt-Thomsen, Veronika / Bachmann, Susanne
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-389987

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

NW-Gespräch mit Veronika Bennholdt-Thomsen
von Susanne Bachmann

Das Reich der Notwendigkeit

Die Soziologin und Ethnologin Veronika Bennholdt-Thomsen ist eine der BegründerInnen des Subsistenzansatzes. Sie hat seit den siebziger Jahren vielfach zu bäuerlicher, regionaler und feministischer Ökonomie in Lateinamerika und Europa publiziert und die Frauenforschung in Deutschland mitbegründet. Bekannt wurden vor allem die Studien über die Frauen im mexikanischen Juchitán, die sie geleitet hat. Mehrfach wurde die damals erste (befristete) Professorin an der Soziologischen Fakultät in Bielefeld (Deutschland) auf Berufungslisten für eine feste Professur vorgeschlagen und trotzdem nicht eingestellt – weil sie als Feministin und Gegnerin der Entwicklungsideologie mit dem Thema Subsistenz zu unbequem war, wie zu vermuten ist. Sie arbeitet heute als freie Hochschullehrerin und ist Leiterin des ausseruniversitären Instituts für Theorie und Praxis der Subsistenz (ITPS) in Bielefeld. Susanne Bachmann hat sich am 20. Juni im Zürcher Gartenhof mit Veronika Bennholdt-Thomsen zum Gespräch getroffen.

: *Woran arbeiten Sie gerade?*
Ich bin an einem Schreibtischprojekt: «Von einer Ökonomie des Nehmens zu einer Ökonomie des Gebens.» Es hat mit der Geschenk- und Umsonst-Ökonomie zu tun. Der Bezugsrahmen ist natürlich die Subsistenzperspektive.

Geht es um die Umsetzbarkeit des Subsistenzansatzes in den Alltag?
Ja. Unser zentrales Problem ist die Zivilisation der Globalisierung. Alle tragen die zentralen Glaubenssätze dieser Globalisierung der Märkte mit, als eine sich internationalisierende Kultur.

Nehmen wir den Ausdruck «Standort». Das Stichwort «Wirtschaftsstandort Schweiz» reicht, dass alle dazu Ja sagen. Dieser Glaubenssatz wird so stark mitgetragen, dass wir sagen können: Probleme wie der Klimawandel, die aktuelle Nahrungsmittelkrise usw. haben ihre Wurzeln in uns, denn wir tragen dieses Credo mit.

Damit sind wir bei der Subsistenz: Wenn wir das Problem sind, dann sind wir auch die Lösung. Das fängt im Kopf an. Glaubenssatz heisst ja, man denkt, es geht nur so und nicht anders. Also ist eines der wesentlichen Dinge – und daran arbeite ich die ganzen Jahre über – klar

zu stellen: Wo sind unsere Widerstände im Erkenntnis- und im Erfühlprozess, um wirklich etwas anderes tun zu können?

Geht es darum, Alternativen erst einmal denkbar zu machen?
Ich sehe zwei Punkte: Erstens die Erkenntnis über den Kolonisierungsprozess, der uns zur Globalisierung der Märkte geführt hat, und zweitens darüber, was es an vielen Ecken der Welt anderes gibt, wo die Missionierung mit Entwicklungsideologie nicht gefruchtet hat, weil es genügend kulturellen Widerstand gab. Das ist eine Wurzel für eine neue Praxis: zu zeigen, es geht anders.

Es gibt ganz viel anderes. Wir können in unserem Umfeld schauen: Wo sind die Anknüpfungspunkte, wo tun wir etwas, das wir nicht unbedingt als etwas anderes wahrnehmen, das aber etwas anderes ist? Etwas, bei dem wir nicht nach dem Glaubenssatz handeln: «Wichtig ist die ökonomische Vernunft, das Geld, der Profit.» Ich denke da an den ganz normalen Alltag von uns allen, aber auch an alternative Projekte wie die Landkommune-Bewegung in Deutschland, für welche die Subsistenzperspektive ein wichtiger theoretischer Bezugspunkt ist.

(Foto Seite 257: Susanne Bachmann.)

Wie kann der Zwang zu einer Geldökonomie, dieser enorme Druck, mit Geld zu wirtschaften, überwunden werden? Das ist nicht nur ein Glaubenssatz.
Dagegen würde ich ein klares Jein setzen [lacht], dass es nicht nur ein Glaubenssatz ist. Es gibt «Umsonst-Ökonomie», es gibt Landkommunen, Selbstversorgung, Tauschkreise, Netze der Zuwendung in Form von ehrenamtlichem Tun – eine ganze Menge, wo etwas anders läuft.

Dass das Geld gleichgesetzt wird mit dem Mittel zur Existenz, liegt daran, dass die Mehrheit der Bevölkerung lohnabhängig ist. Also zuerst Geld verdient und sich dann damit kauft, was sie zum Leben braucht. Die Lohnarbeitsbeziehungen zerbröseln aber und das merken die Leute.

Wenn viele Menschen das Gefühl haben, dass sie ohne Geld nicht leben können, hat das auch mit einer Enteignung von ProduzentInnen-Wissen zu tun. Viele wissen nicht mehr, wie sie ihre Ernährung aus eigener Kraft gestalten können, wie sie Nahrungsmittel produzieren können. Wie kann man sich dieses Wissen wieder aneignen?
Nehmen wir das scheinbar entfernteste Beispiel: In New York gibt es «urban gardening», bei dem die Menschen andere Verhaltensweisen einüben, häufig an sozialen Brennpunkten. Es geht darum, durch das unmittelbare Tun eine andere Praxis zu bekommen.

Natürlich können das nicht alle. Ich habe Jahrzehnte auf einem Bio-Hof gearbeitet. Die Leute, die kamen, um mit mir Kartoffeln zu hacken, wussten teilweise nicht, was Unkraut ist und was

Subsistenz
...beinhaltet das, was Menschen zum Leben brauchen: Nahrung, Kleidung, Unterkunft, soziale Beziehungen, Bildung, Sinn. Manches davon kann man mit Geld kaufen, um anderes muss man sich selbst bemühen. Bei Subsistenzarbeit handelt es sich um selbstbestimmte und selbst erhaltende Tätigkeiten. Dazu gehören auch Tauschbeziehungen, die gegenseitige Verpflichtungen und soziale Zugehörigkeit stiften.

«Les Jardins de Cocagne»
...ist eine 1978 gegründete Gemüseproduktions- und Vertriebsgenossenschaft, die jede Woche 400 Familien im Raum Genf mit biologischem Gemüse beliefert. Die KonsumentInnen zahlen im Voraus einen Preis, der ihnen einen Anteil am Gemüseertrag sichert. Die gesamten Produktionskosten werden von diesen Beiträgen gedeckt. Auf der Jahresversammlung wird jeweils festgelegt, was produziert wird. Auch die Löhne der zehn ProduzentInnen, die von den KonsumentInnen angestellt sind, werden von den GenossenschafterInnen festgelegt. Sie sind rund ein Viertel höher als sonst in der Landwirtschaft. Die KonsumentInnen arbeiten zudem an vier Halbtagen im Jahr bei Ernte und Vertrieb mit. Da es keinen Zwischenhandel gibt und das Produktionsrisiko solidarisch getragen wird, ist dieses Bio-Gemüse billiger als das Gemüse auf dem konventionellen Markt. www.cocagne.ch

Kartoffelblatt. Natürlich ist das ein Verlust, den wir erlitten haben.

Aber das Lebensmittelhandwerk ist durchaus wieder lernbar, und es gibt auch eine psychische Notwendigkeit, sich diesen Dingen mehr zuzuwenden. Psychisch kranke Menschen gesunden oft in Landwirtschaftsprojekten mit psychologischer Betreuung und Arbeit auf dem Feld und im Garten. Die mechanisierte und computerisierte Lohnarbeit hingegen macht uns leiden.

Wenn man sich die Bio- und Kleinbauernhöfe in der Schweiz anschaut, sind das meist keine Oasen der Subsistenz, keine Nester des Widerstands. Oft geht es nur darum, die eigene Nischenökonomie zu erhalten.
Eine Nische neben der anderen ist auch flächendeckend.

Kann von diesem kleinbäuerlichen Handeln ein Impuls für die breitere Gesellschaft ausgehen?
Absolut. Jetzt plädieren idiotischerweise ausgerechnet Bioverbände in der Schweiz für den Agrarfreihandel, also für die Globalisierung. Heute ist das ja fast ein Luxus, dass das lokale, regionale und nationale Sich-Versorgen von den VerbraucherInnen gestützt wird, wie bislang hier in der Schweiz. Ausserdem gehen die Leute nicht mit Vorliebe in den Supermarkt, sondern kaufen lieber auf Bauern- und Wochenmärkten ein.

Verzicht und Befreiung

Handwerkliche und bäuerliche Arbeit kann befriedigend sein. Zugleich bedeutet es, darauf beschränkt zu sein, was mit individuellem Geschick und Wissen zu leisten ist. Ist denn eine nachhaltigere, ökologischere Wirtschaftsweise nur um den Preis eines enormen Verzichts zu haben?
Gerade erleben wir in Deutschland die Maschinerie des Sozialabbaus und der Kontrolle über die Arbeitslosen. Die geringen staatlichen Transferleistungen werden an unglaubliche Bedingungen geknüpft. Das ist nicht nur Verzicht, das ist Entwürdigung.

Wie wenig ist es hingegen ein Verzicht, für das, was ich tue fürs unmittelbare Essen, Hausen und Kleiden eine Wertschätzung zu erfahren. Alltäglich wird uns die Begrenztheit dieses dominierenden Wirtschaftsweges aufgezeigt und trotzdem gibt es offensichtlich den Glauben daran, dass in Zukunft, morgen, übermorgen das Wachstum und das gute Leben kommen.

Es ist wirklich einfach eine Gehirnwäsche, welche die ganze Zeit über funktioniert. Das ist das Besondere an der Subsistenzperspektive, dass wir sagen: Schaut auf die andere Seite, statt auf diese Seite des vorgeblichen Wachstums fixiert zu sein!

Das ist eine Lehre, die wir aus den Entwicklungsländern gezogen haben: Durch die zunehmende Kommerzialisierung und Industrialisierung der Landwirtschaft, die sogenannte Grüne Revolution, hat der Hunger in einem ungeahnten Ausmass zugenommen. Spätestens jetzt sehen wir das.

Ich meinte vor allem auch Verzicht auf Technisierung, auf landwirtschaftliche Maschinen.

Menschen leben nicht vor allem von Erwerbsarbeit, sondern von Dingen und Tätigkeiten, die sich ausserhalb der kapitalistischen Warenlogik befinden. Für soziale Beziehungen und Sinnstiftung, aber auch für die Versorgung mit materiellen Gütern sind die Menschen auf unbezahlte Arbeit angewiesen. Das Buch stellt Menschen vor, die jenseits der Geldwirtschaft tätig sind, sich vielfältig für sich und andere engagieren und dabei oft eine Kultur der Musse entwickeln, die unsere Gesellschaft verloren hat. Die berührenden Porträts lenken den Blick auf jene Formen der Arbeit, die im Schatten der Marktwirtschaft und oft unbemerkt gelebt werden. Damit werden eindrücklich Ansätze für Nachhaltigkeit aufgezeigt, die es im Alltag ganz normaler Leute gibt. (S. Bachmann)

Andrea Baier, Christa Müller, Karin Werner: Wovon Menschen leben. Arbeit, Engagement und Musse jenseits des Marktes. **oekom verlag, München 2007. 305 Seiten, ca. 40 Franken.**

Wenn Verzicht Befreiung ist, bin ich mit dem Begriff einverstanden, sonst nicht.

Ich sehe die Gefahr, die harten Arbeitsbedingungen, unter denen viele Menschen leiden, zu romantisieren. Die Menschen, die harte Subsistenzarbeit verrichten, sehen dies nicht unbedingt als revolutionäre Perspektive, sondern ihnen bleibt oft einfach nichts anderes übrig.
Ich widerspreche ganz laut! In Chiapas, in den zapatistischen Regionen wird das als Perspektive gesehen. Was heisst harte Arbeitsverhältnisse? Ist es härter, auf dem Acker zu stehen und Kartoffeln zu hacken im Biolandbau oder Vitaminpräparate zu verpacken in Nachtarbeit bei einer Firma wie Nestlé? Warum soll die Arbeit an der Maschine und das Eingespanntsein an die Repetitivität dieses Vorgangs leichter sein, als wenn ich mich – wir sind jetzt immer beim Garten- und Landbau – mit Witterung und Bodenverhältnissen auseinandersetze?

Das gute Leben

Der Glaubenssatz ist sehr fest verankert. Die wenigsten Menschen wollen freiwillig auf Flugreisen, Computer, Maschinen, Autos und all das, was sie für Luxus halten, verzichten. Wie umsetzbar ist die Subsistenzperspektive?
Die Subsistenzperspektive fängt im Kopf an.

Manches ist sehr verankert im täglichen Leben, sodass die Menschen sich schwer vorstellen können, darauf zu verzichten. Sie empfinden es als Verzicht.

Eindeutig. Aber das ist keine Frage der kühlen rationalen Logik, sondern von Gefühlen und Lebenserfahrungen. Viele Leute kommen dazu, sich etwas anderes zu überlegen, weil sie nicht gut leben. Sie suchen das gute Leben und das ist: mit anderen zusammen und im Umgang mit Naturstoffen.

Es gibt zahlreiche Menschen, die diese dauernde «Entsinnlichung» so erleiden, dass sie spüren: «So nicht! Ich mach es anderes». Dieser Umschwung ist ein Prozess, in dem wir gerade stecken. Meine Erfahrung ist, dass zum Beispiel viele StudentInnen fest davon überzeugt sind, dass sie etwas anderes wollen. Sie tun es, sobald sie wissen, wie sie es anders tun können. Ich bin da ganz hoffnungsvoll.

Wie bringt man die Menschen dazu, dass sie es als Gewinn sehen, nicht mit dem Flugzeug zu fliegen, sondern ihre Eltern zu pflegen, selbst Gemüse anzubauen und so weiter?
Indem man Vorträge hält und Bücher schreibt und darauf hinweist, wie es anders geht. Und ein Denken in die Welt bringt, das später notwendig sein wird, wenn gar nichts anderes übrigbleibt. Und abwartet.

Die andere Seite der Wirtschaft

Gaben Ihre Forschungen Hinweise darauf, ob durch engere Beziehungen zwischen ProduzentInnen und AbnehmerInnen ein neues Konsumverhalten entstehen kann?
Nicht ‹kann›, sondern ‹tut›. Nehmen wir die Projekte bei Uniterre, die «Jardins de Cocagne». So etwas gibt es anderswo auch. Es ist unglaublich, wie gut das funktioniert und wie viele junge Leute das machen! Und zwar genau mit dem Ziel, dass sie lernen wollen, eine Erfahrung machen möchten, die eine ganz andere ist – und sie kriegen keinen Lohn dafür.

Oder die Praktikumsjahre, ich kenne so ewige «PraktikantInnen», die keinen richtigen Lohn bekommen, aber sich

Urban Gardening
...oder Guerilla Gardening bezeichnet ursprünglich eine politische Protestform. Heimlich oder mit einer Kundgebung werden öffentliche Flächen bepflanzt, um städtischen Lebensraum zurückzuerobern und zu verschönern. Inzwischen geht es auch darum, urbane Selbstversorgung mit dem Protest gegen die Agrar-Industrie zu verbinden, indem Brachflächen, Grünstreifen und Hinterhöfe begrünt und in Gemeinschaftsgärten umgewandelt werden.

dafür ein anderes Feld erschliessen und nicht nur als billige maschinenabhängige LohnarbeiterInnen benutzt werden. Das ist etwas, das zunimmt.

«Generation Praktikum» bedeutet auch Selbstausbeutung, sich irgendwie durchzuwursteln, unter prekären Bedingungen zu arbeiten. Und zugleich als Freiheit zu empfinden, dass man selbstverantwortlich das ganze Risiko trägt. Das bedeutet nicht unbedingt eine höhere Zufriedenheit oder eine stärkere Verankerung in der Subsistenz.

Nicht unbedingt, aber es kann und tut es auch. Mal abgesehen davon, dass die Subsistenzorientierung nicht der Grund für die prekären Bedingungen ist. Ich halte jedes Jahr eine Vorlesung an der Universität für Bodenkultur in Wien und erlebe dort, wie die Studierenden mit dem Gedankengut der Subsistenzperspektive umgehen. Sie sind unglaublich kreativ und suchen: Wo ist die Wirklichkeitsebene, auf der ich etwas tun kann? Sie helfen über die Vermittlung von WWOOF auf Bauernhöfen, statt in die Ferien zu fahren, oder verdienen ihr Geld für den Winter auf der Alp usw.

In Wien haben wir über «Schenk-Ökonomie», «Ökonomie des Gebens» und «Umsonstökonomie» geredet und es dann gleich umgesetzt: Es gibt einen Bio-Hofladen, den die Studierenden betreiben. Dort stellten sie eine Kiste hin und taten alles hinein, was die Leute umsonst mitnehmen können, Bücher, Produkte aus dem Hofladen, DVDs, Kleidungsstücke... Sie meinten, sie fangen das an und irgendwann ist die Kiste leer. Die Erfahrung war genau umgekehrt: Die Kiste füllte sich immer wieder. Es geht um die Vision: «Wenn ich etwas Anderes tue, ändert sich die Welt.»

Solche Kisten, Tauschbörsen oder Gratisläden funktionieren jedoch nur, wenn einige immer wieder was Neues kaufen, das sie dann verschenken können, also wenn ein Überfluss da ist.

Das stimmt nicht. Ich wurde nie so mit Geschenken überhäuft wie da, wo die Leute wenig Konsumartikel haben. Aber diese Menschen haben eben nicht «nichts», sondern sie haben sehr viel und jede und jeder kann etwas geben. Das gibt Präsenz, Kommunikation und Würde und es macht Spass und Freude. Das hat nichts mit Überfluss im Sinne von «überflüssig» zu tun.

Es ist falsch, vom Gesichtspunkt der Knappheit her zu denken. Das ist ein Glaubenssatz der Wirtschaftswissenschaften: «Es gibt unbegrenzte Bedürfnisse, aber nur begrenzte Mittel. Die Kunst des Wirtschaftens ist, dazwischen herum zu jonglieren.» Wir sollten vom Bewusstsein ausgehen, dass wir aus der Fülle der Gaben leben. Es ist diese Geisteshaltung, die mir bei meinen Forschungen viel begegnet ist, ob in Vorarlberg oder in Oaxaca.

Wie können Menschen in armen Gegenden in Afrika oder in den Favelas von Rio überhaupt überleben? Weil sie alles zusammenwerfen, weil es ein gut funktionierendes Solidaritätsgefühl gibt.

Wie leben die Menschen von subsistenzorientierter Wirtschaft?

Sehr gut! Das zeigen die Bilder und Interviews in unserem Buch «Ohne Menschen keine Wirtschaft». Es ging darum

Das Buch beschreibt anschaulich und anregend die Ergebnisse eines Forschungsprojektes in der Warburger Börde in Ostwestfalen – eine Gegend mit ertragreichem Boden, geprägt von industrieller, weltmarktorientierter Landwirtschaft. Zugleich finden sich hier viele regionale Austauschbeziehungen. Informelles Wirtschaften wie Nachbarschaftshilfe, aber auch die kleinen bis mittleren handwerklichen Betriebe und Bauernhöfe spielen eine wichtige Rolle. Sie dienen der regionalen Versorgung und bilden zudem die Basis der sozialen Beziehungen. Der schön gestaltete Band mit vielen Porträtfotos zeigt, wie es anders geht – nachhaltiger und lebenswerter. (S. Bachmann)

Brigitte Holzer, Veronika Bennholdt-Thomsen, Andrea Baier: Ohne Menschen keine Wirtschaft. Oder: Wie gesellschaftlicher Reichtum entsteht.
oekom verlag, München 2005. 221 Seiten, ca. 30 Franken.

aufzuzeigen, was alles gemacht wird gegen dieses Verdikt, Wirtschaft sei nur für den grossen anonymen Markt, für viel Geld, und alles andere sei «bäuerliche Rückständigkeit».

Wir haben die Ergebnisse in einer grossen Ausstellung präsentiert. Der Erfolg war riesig, viele Leute kamen und sagten: «Es tut uns gut. Wir sind froh, dass etwas als eine positive Errungenschaft dargestellt wird, bei dem wir immer unterschwellig das Gefühl haben, es ist nichts wert. Wir tun es trotzdem gern, für uns macht es das gute Leben aus.»

Ist das die Botschaft an Menschen, die in urbanen Zentren wohnen: Gebt eure Lohnarbeit auf und geht aufs Land? Viele Junge machen genau das, die Ausbildung zur Biobäuerin oder zum Biobauer z.B. ist stark im Kommen.
Das ist nicht die schlechteste Lösung, gerade wenn sich junge Menschen fragen, was sie mit ihrer Energie und ihrem Leben in Zukunft machen.

Ich verweise auf ein weiteres Buch: «Wovon Menschen leben», mit vielen Interviews mit Menschen aus der Stadt. Auch hier findet sich Subsistenz. Nur wird es kaum wahrgenommen, weil es nicht positiv bewertet ist. Weil es kein Geld einbringt oder nicht genug.

Global denken, lokal handeln

Für den politischen Widerstand ist Internationalisierung ein starker Ansatzpunkt, die Vernetzung über das Internet etwa. Denken Sie, das ist ein Widerspruch?
Nein, die globalen Probleme sind eines der Motive, warum wir unbedingt Widerstand brauchen. Es wird befürchtet, dass bald zwei Milliarden Menschen auf der Erde unterernährt sein werden und hungern. Das ist ein internationaler Zusammenhang, bei dem sich jede und jeder fragt: Was kann ich dagegen tun?

Kann ich Regionalisierung fordern und gleichzeitig zu Kongressen überall auf der Welt fahren, mich vernetzen, um von den Erfahrungen von Kleinbauern in anderen Ländern zu profitieren? Das bedeutet Reiseaufwand und überregionales Tauschen. Ist das kein Widerspruch?
Jein. Natürlich ist es ein Widerspruch. Vor allem ist es nicht angenehm, durch die Welt zu düsen, was ich auch relativ wenig tue. Ich habe in Mexiko mein erstes Studium absolviert und denke, solche Lehr- und Wanderjahre sind sehr heilsam.

Es geht darum, wie ich mich in meiner Alltäglichkeit verhalte. Ich würde auch nicht regionales Wirtschaften fordern, sondern es tun. Was Sie jetzt wollen, ist «political correctness»: Wenn ich etwas tue, soll ich bitteschön auch konsequent sein. Das war immer ein Argument gegen die Subsistenzperspektive: Ich soll auf meinem Acker stehen, meine Kartoffeln selbst anbauen und nach Möglichkeit auch noch roh essen. Als wäre das die Aussage der Subsistenzperspektive, höchst individualisiert und isoliert zu wirtschaften.

Frauen und Subsistenz

Welche Rolle haben Frauen im Subsistenzansatz? Was heisst feministisch in diesem Zusammenhang?
Der Kernpunkt unserer feministischen Kritik ist die tief verankerte abendländische Abgrenzung gegen die Notwendigkeit, dass man die Hände in die Erde steckt, sich schmutzig macht. Etwa in der griechischen Polis, bei welcher der freie Mensch und Bürger der Mann war, der sich damit nicht befasst, sondern philosophiert und das Staatswesen führt. Um die Notwendigkeit, um die Subsistenz kümmern sich die Sklaven und die Frauen. Dieses Denken betrifft das Ganze der abendländischen Kultur. Es hat mit den unterschiedlichen Körpern von Mann und Frau zunächst wenig zu tun.

Fest steht aber auch, dass wir andere körperliche Notwendigkeiten haben. Wir Frauen können uns nicht so abgrenzen vom Leib und von dem, was man

notwendig braucht zum Leben, wie das für den Mann möglich ist. Das ist patriarchal, diese Abwertung derer, die die Windeln wechseln und dafür sorgen, dass das Essen auf dem Tisch steht.

Bedeutet das, dass Frauen aufgrund ihrer Körperlichkeit besser geeignet sind zur Subsistenz?
Sie sind näher dran in unserer heutigen Welt. Es geht um eine Umwertung, gerade auch für uns Frauen: dass wir den Wert der Subsistenzarbeit erkennen und darauf beharren. Gegen die sogenannte Gleichberechtigung haben wir mit dem Subsistenzansatz von Anfang an argumentiert. Hier geht es darum, das Gleiche wie der Mann zu wollen, nicht eigene, andere Lebensentwürfe, die zeigen, wie viel wert es ist, was wir tun. Und es wirklich auch selbst wertzuschätzen und zu verteidigen.

Frauen wollen jetzt alle Lohnarbeit machen. Zum Beispiel Mini-Jobs – das sind doch immer Frauen! Diese Spirale nach unten in der Lohnarbeit wurde über die Frauen eingeführt. Sie haben ihren anderen Bereich nicht verteidigt, weil sie den nur aus der miserablen und untergeordneten Rolle heraus wahrgenommen haben, die ihnen patriarchal zugeordnet worden war. Auch die Frauenbewegung nahm das so wahr: Hausfrau sein ist unterdrückt sein. Und nicht Stärkung der Subsistenz und nicht die Frage danach, was wir für andere, befreiende Formen dafür finden können. Ja, Frauen und Mütter haben die beste Voraussetzung dafür, dieses ganze marode Gebäude umzukrempeln.

Es gab auch einmal die Forderung nach der Entlöhnung der Hausarbeit. Warum haben Sie diesen Ansatz kritisiert?
Aus demselben Grund: Die Lohnarbeit ist eine abhängige Arbeit, die mir – nur vermittelt über das Geld – meine Existenz ermöglicht. Genau darum geht es nicht, denn damit bin ich schon mitten drin im Dilemma.

Wie könnte dann unter den heutigen Bedingungen eine Umwertung aussehen, die nicht über Geld vermittelt ist?
Das tun die Leute ja bereits: Unmittelbar geben, tauschen, ihre Zeit so einteilen, dass sie mehr Raum haben für Selbstversorgung. Unser Buch «Ohne Menschen keine Wirtschaft» ist mit Beispielen voll. Ein Lohnarbeiter etwa, der mit Überstunden dazuverdienen könnte. Aber er will das nicht. Er hat drei Kinder und Kleinvieh, ist kirchlich und gemeinschaftlich engagiert. Da kann er keine Überstunden machen. Und das ist ihm viel mehr wert, weil er damit sehr viel mehr Anerkennung im Dorf erhält, als wenn er sich mit Überstunden ein grösseres Auto kaufen könnte. •